

Sigrid Grabner

Rede zur Eröffnung des Kulturlandjahres 2009, Sacrow, 6. Mai 2009

2009 ist ein an Wahlen, Gedenktagen, Jubiläen überaus reiches Jahr: Mendelssohn-Bartholdy, Händel, Darwin, Galilei, Schiller, um nur einige Persönlichkeiten zu nennen, derer wir besonders gedenken. Die Gründung von DDR und BRD, der Fall der Mauer wollen bedacht und analysiert werden. Europa-, Landtags- und Bundestagswahlen rufen die Wähler in Brandenburg an die Urnen. Vom Bambi in Babelsberg und Sportereignissen gar nicht zu reden. Nicht jedes Jahr halten die Veranstalter uns so in Trab wie 2009. Das Kulturlandjahr Brandenburg schließt sich heute dem Reigen an. Es ist inzwischen zu einer schönen Tradition geworden. Die Brandenburger und ihre Gäste machen mit, gehen gern zu den Veranstaltungen und Ausstellungen. Weil es Sommer ist, weil die Themen nicht zu Kampagnen ausarten und jeder etwas mit ihnen verbinden kann.

Der Untertitel des diesjährigen Themas scheint allerdings etwas sperrig. Er klingt nach Analysen, Deutungen, Meinungsumfragen, endlosen Diskussionen. Aber gerade dieses Kulturlandjahr mit dem sperrigen Titel könnte der rote Faden sein, der die vielfältigen Ereignisse von 2009 sinnvoll miteinander verknüpft. Wenn wir uns Zeit nehmen, zurückzuschauen auf die Ereignisse des Jahres 1989 und uns umzuschauen im heutigen Land Brandenburg, gewinnt vieles an Konturen, das sonst nur wie im Nebel an uns vorbeirauscht. Wir sehen, woher wir kommen, welchen Weg wir gegangen sind, wo wir jetzt stehen. Und dabei fällt uns vielleicht auch diese und jene Antwort auf uns heute bedrängende Fragen ein.

Freilich ist eine Rückschau nicht unproblematisch. Ob ein Mensch sich erinnert und woran, hängt von seiner geistigen und seelischen Verfassung ab. Die wiederum bestimmt, wie er seine Gegenwart meistert und die Weichen für das Morgen stellt.

Was für den einzelnen zutrifft, gilt auch für die Gesellschaft. Sie kann sich der Erinnerung verweigern – dann hat sie keine Zukunft; sie kann die Vergangenheit als eine einzige Folge von Katastrophen sehen – dann kommt die nächste bestimmt sehr bald; sie kann die Tiefpunkte und die Höhepunkte ihrer Geschichte wahrnehmen und annehmen – dann erwächst aus ihrer Mitte die Kraft, den Herausforderungen der Gegenwart ohne Jammergeschrei zu begegnen.

Um Demokratie und Demokratiebewegungen geht es also in diesem Kulturlandjahr und damit um ein Stück jüngster deutscher Geschichte, die wir alle miterlebt haben. Vielen ist kaum noch bewußt, daß das Wort Demokratie im Osten Deutschlands bis zum Mauerfall und auch darüber hinaus in breiten Kreisen der Bevölkerung gar keinen so guten Klang hatte.

Schließlich lebten wir in einer Volksdemokratie. Das Wort „sozialistische Demokratie“ hörten und lasen wir bis zum Erbrechen. Es gab Wahlen, aber keine freien, Versammlungen zuhauf, aber keine Versammlungsfreiheit, Presseerzeugnisse in Fülle, aber zensierte. Man konnte reisen, aber nicht überall hin, seine Meinung äußern, vorausgesetzt, sie stimmte mit der offiziellen Sprachregelung überein.

Die Menschen diesseits der Mauer lebten in einem Lager, dem „sozialistischen Lager“, und im Lager sehnt man sich nicht nach mehr Lagerdemokratie, sondern nach Freiheit.

Wer das Jahr 1989 bewußt und unter Anspannung aller seelischen und geistigen Kräfte erlebt hat, dem wird in der Erinnerung noch heute das Herz weit. Er

erinnert sich an Aussichtslosigkeit, Ohnmacht, Zorn, aber auch an Mut bis zur Verwegenheit und alle Vorstellungen übersteigende Solidarität. Bürger aus unterschiedlichen Schichten und Altersgruppen riskierten in kirchlichen, Umwelt- und Friedensgruppen gesellschaftliche Ächtung, ihren Arbeitsplatz, ihre Freiheit und schließlich sogar ihr Leben, indem sie die Lüge Lüge nannten und den öffentlichen Raum eroberten. Der realitätsfernen Politik der Staatsmacht setzten sie Alternativen entgegen - mutig, phantasiereich, gewitzt, verantwortungsvoll – sei es bei den Wahlen im Mai 1989, im Protest gegen die Niederschlagung der Studenten in Peking im Juni 1989, bei den Demonstrationen Ausreisewilliger.

Dann ein lähmender Sommer, in dem das Land sich leerte und Hoffnungslosigkeit die Zurückbleibenden peinigte. Doch wo Riesen gefordert sind, melden sich keine Zwerge. Im September folgte die Gründung des Neuen Forum und schließlich die aus Verzweiflung geborenen, und ohne Übertreibung todesmutig zu nennenden Demonstrationen vom 7. Oktober, bis schließlich am 9. Oktober in Leipzig die Mauer der Angst endgültig zerbrach.

Nur einen Monat später, am Abend des 9. November 1989, wurde die Nacht zum Tag, zum Tag der Tage. Stärker als Polizei und Armee, Beton und Stacheldraht war das Leben gewesen: der zähe gewaltfreie Widerstand von doch so leicht zerbrechlichen Menschen. Mit allem hatten wir gerechnet nach den Erfahrungen der letzten Jahrzehnte und Monate – mit Gefängnis, mit auffahrenden Panzern, ja Erdbeben und Feuersbrunst hätten uns nicht so erschüttert wie der Fall, quasi en passant, dieser im Grunde lächerlichen Betonmauer, die Deutsche von Deutschen, Europa von Europa trennte.

Das konnte nur ein Traum sein oder Wahnsinn. Es gab Potsdamer, die noch viele Tage nach dem Mauerfall vor der Arbeit zur Glienicker Brücke trabten, um sich zu vergewissern, ob man da wirklich noch drüber gehen konnte. Die Uhr

der Geschichte blieb für den Bruchteil einer Sekunde stehen, und die ganze Welt schaute auf Berlin.

Dem ungläubigen Staunen folgte unbändige Freude, der Rausch. Kaum einer sprach von Demokratie. Freiheit war das Wort der Stunde, glücklich geseufzt, getanzt, gesungen, geschrien. Dann das Wort Einheit. Nie wieder DDR! Zwar meldeten sich auch namhafte Bedenkenträger zu Wort. Doch niemand wollte sie hören, nicht jetzt, nicht in dieser einmaligen historischen Stunde, die voller Aufbruch und Verheißung war. Wann kommt so etwas schon in einem kurzen Erdenleben vor, dieses: „Alle Menschen werden Brüder, wo dein sanfter Flügel weilt.“!

Jedem Fest folgen die Mühen des Alltags. Dem Rausch der Freiheit folgte die Ernüchterung: Rechtsstaat bedeutet nicht allumfassende Gerechtigkeit.

Meinungen kann man zwar frei äußern, aber die anderen müssen sich nicht danach richten. Und der Besitz eines Passes garantiert noch keine Weltreise. Als am 3. Oktober 1990 die heiß ersehnte deutsche Einheit nach freien Wahlen in der DDR und nach einem beispiellosen politischen, diplomatischen und wirtschaftlichen Kraftakt in Berlin vollzogen wurde, hatte sich die Stimmung im Osten geradezu dramatisch gewandelt.

Ich erinnere mich an einen seltsam gedämpften Tag in Potsdam. Keine aufgeregten Menschen auf den Straßen, keine feierliche Stimmung, von spontanem Jubel gar nicht zu reden. Welch ein Gegensatz zum 10. November 1989, als die Stadt einem summenden Bienenkorb glich!

Ängste und Bedenken hatten die Menschen eingeholt. Es schien, als schämten sie sich für ihre kindliche Ausgelassenheit über den Mauerfall vor elf Monaten. Man hatte die Hochzeit gewollt, aber nun bekam die arme Braut Angst vor dem reichen, aber vielleicht auch selbtherrlichen Bräutigam. Eine in vierzig Jahren gewachsene Wohlstands-Demokratie traf auf die Hinterlassenschaften einer ebenso langen Diktatur und das zarte Pflänzchen Basisdemokratie.

Von einem Tag auf den anderen änderte sich im Osten alles: Strukturen in Politik, Verwaltung und Wirtschaft, Gesetze, Bezeichnungen, Berufe, Uniformen und auch die Sprache. Nicht nur die vielen Anglizismen verstörten die Menschen; sie verstanden oft gar nicht, was man von ihnen wollte, und wenn sie es verstanden, war es anders gemeint als sie dachten. Ihre in die Ehe eingebrachte Mitgift galt plötzlich als wertlos und Kritik am Bräutigam schnell als Undank. Die Zeit der Mißverständnisse brach an. Dennoch, es ging den einstigen DDR-Bürgern materiell so gut wie nie zuvor in ihrem Leben. Ein Auto stand bald vor fast jeder Tür, man reiste, was der Geldbeutel hergab, versah sich mit der neuesten Haushaltstechnik.

Nach Potsdam, so nah an Berlin und vom Mythos preußischer Geschichte umweht, zog es viele Westdeutsche: als Touristen, als Helfer, als Neubürger, während eine beträchtliche Zahl von Einwohnern aus den verschiedensten Gründen die Stadt verließ. Im Potsdamer Magistrat konnte man Anfang der 90er Jahre den Einigungsprozeß hautnah und oft schmerzhaft erleben. Angestellte der einstigen DDR-Stadtverwaltung mischten sich mit neu Eingestellten: Verwaltungsfachleuten im Pensionsalter und karrierebewußten Jungakademikern aus dem Westen. Ratsuchende, verwirrt von den neuen Verhältnissen, trafen auf überforderte Angestellte. Jede Äußerung, jede Entscheidung war nur vor dem biographischen Hintergrund dessen zu verstehen, der sie traf. Schon wie einer die Tür öffnete und den Raum betrat, verriet, ob er aus dem Osten oder dem Westen stammte. Professoren der Pädagogischen Hochschule fühlten sich durch die Evaluierung gedemütigt, entlassene Armeeingehörige suchten Arbeit, einst geschätzte und umworbene Künstler, denen Verlage und Auftraggeber abhanden gekommen waren, boten ihre Dienste an. Sie alle kamen nicht selbstbewußt und fordernd, sondern um Verständnis werbend.

Sendungsbewußtsein und tatsächliche oder vermeintliche Überlegenheit der Neubürger aus dem Westen kollidierten mit tiefsitzenden Verletzungen und basisdemokratischen Illusionen der Hiesigen. Die Überwinder der DDR fühlten sich zunehmend als Verlierer im neuen Staat. Wieso eigentlich? Entwerten denn unerfüllte Blümenträume den Sieg über Beton und Stacheldraht?

Um kein falsches Bild entstehen zu lassen: Die erste Hälfte der neunziger Jahre war eine turbulente, aber überaus hoffnungsvolle Zeit. Es herrschte sowohl Goldgräber- wie auch Aufbruchsstimmung. Im Wirrwarr unterschiedlicher Wünsche und Interessen wurden die Karten neu gemischt. Noch schien alles möglich, die Wege zwischen den Menschen und den Behörden waren kurz. Es gab viel Selbstlosigkeit beim Aufbau eines neuen demokratischen Gemeinwesens und ebensoviel egoistisches Kalkül um den besten Platz an der Futterkrippe. Aber der einzelne wie die Gesellschaft auch kann nicht auf Dauer im Chaos leben. Die Strukturen festigten sich. Graue Häuserfronten wichen bunten Fassaden, Potsdam putzte sich heraus, und mit Erstaunen sahen die seit Jahrzehnten Einheimischen, daß die Stadt noch schöner ist, als sie es ohnehin schon wußten. Die Ramschläden wichen Boutiquen, die Trabis Volkswagen. Potsdam und das Berliner Umland wurden zum Domizil der Großstadt überdrüssiger Berliner. Die Sache mit der Demokratie überließen die Alteingesessenen nun erst einmal den Vordenkern und Nimmermüden. Von Staunen, Freude, Enttäuschungen, unablässigen Neuerungen erschöpft, kümmerten sie sich verstärkt ums Ein- und Überleben. Wer das für egoistisch hält, dem mag man mit Goethe entgegen: *„Die Narren von Deutschen schreien noch immer gegen den Egoismus, und wollte Gott, man hätte seit langer Zeit für sich und die Seinen redlich, und dann für die Nächsten und immer wieder Nächsten redlich gesorgt: so sähe vielleicht alles anders aus.“* Man sollte das altmodische Wort „redlich“ nicht überhören.

Obwohl es den Ostdeutschen trotz zunehmender Sorgen um den Arbeitsplatz besser ging als je in der Vergangenheit, legte sich ein Grauschleier von Resignation über das Land. Der Begriff „Jammerossi“ wurde geboren. Die Freiheit hielt nicht, was sich viele von ihr versprochen hatten, und sie sehnten sich nach der einstigen Sicherheit von der Wiege bis zur Bahre zurück. Daß diese Sicherheit die Sicherheit eines Gefängnisses gewesen war, geriet allmählich aus dem Blick, und die einstigen Aufseher profitierten von der sich ausbreitenden „Es war doch nicht alles schlecht“-Stimmung.

Das verbreitete Gefühl, Fremde im eigenen Land zu sein, wurzelt in vierzig Jahren unterschiedlicher Lebenserfahrungen und Geschichte in Ost und West. Vierzig Jahre bedeuten viel in einer Biographie. Die bei der Gründung der DDR Fünfzehnjährigen, deren Kindheit Bombennächte, Flucht und Vertreibung geprägt hatten, waren am Ende der DDR fünfundfünfzig, also fast Rentner. Sie hatten den Terror des Stalinismus und den Arbeiteraufstand von 1953 erlebt. Das Jahr 1968 verbinden sie nicht mit westlichen Studentenprotesten im Zeichen von Ho Chi-Minh und Mao Tse-tung, sondern mit der von russischen Panzern niedergewalzten Hoffnung des Prager Frühlings, die Jahre 1976/77 nicht mit den Aktivitäten der RAF, sondern mit der Ausweisung von Wolf Biermann und staatlichen Repressionen, und der Mauerfall bedeutete für sie eine erschütternde Erfahrung, die ihr ganzes Leben änderte und in Frage stellte.

Die meisten der in der DDR sozialisierten Deutschen haben kein Verhältnis zur Geschichte der Bundesrepublik und ein sehr zwiespältiges Verhältnis zur eigenen Geschichte. Die Möglichkeiten, dieses Verhältnis zu klären, sind infolge der Deutungshoheit westdeutscher Politiker und Historiker gering. Außerdem: Die Zeit bleibt nicht stehen, und die homogene Bevölkerung auf dem einstigen Staatsgebiet der DDR existiert nicht mehr. Die Geschichte schafft keine geschützten Räume zur Aufarbeitung von Vergangenheit. Nicht nur Jugendliche in Berlin und Brandenburg erkennen kaum einen Unterschied zwischen der

vierzig Jahre währenden Diktatur des Proletariats und einer demokratischen Staatsform; auch viele Ältere neigen dazu, den Staat DDR zu verklären.

Man kann alles Mögliche vereinigen – durch Diskussionen und Kompromisse, aber eines nicht: die Erinnerungen. Sie sind untrennbar mit der Identität eines Menschen verknüpft, sie sind subjektiv und selektiv. Man kann sie ihm nicht ausreden, nicht durch andere ersetzen oder gar bestreiten. Der Schmerz, sich vielleicht vergeblich um ein anständiges Leben in der Diktatur bemüht zu haben, sich nun erklären zu müssen und doch nicht verstanden zu werden, wird überlagert von dem Druck, flexibel bis zur Selbstverleugnung zu sein, um der Welt von heute zu genügen. Diesem Schmerz ist mit Bürgerinitiativen und Selbsthilfegruppen nicht beizukommen. Er ist inzwischen Bestandteil der Geschichte, die eben so und nicht anders verlaufen ist.

Denn die Welt dreht sich immer weiter. Die meisten der beim Mauerfall Fünfzehnjährigen leben inzwischen mit einer Selbstverständlichkeit in diesem Deutschland und Europa, als wäre es nie geteilt gewesen. Sie plagen sich nicht mit der Frage herum, ob die Einheit anders hätte vonstatten gehen sollen oder wer was in den turbulenten Jahren nach dem Herbst 1989 richtig oder falsch gemacht hat. Deutschland ist für sie wie es ist. Ganz andere Probleme treiben sie um, im Osten dieselben wie die im Westen Aufgewachsenen: Die Worte Innovation, Strukturwandel, Vernetzung, Globalisierung suggerieren pausenlose Neuerungen. Die flüchtige Moderne kennt kein Verweilen. Das Bild vom Hamster im Laufrad drängt sich auf. Wie schnell er auch laufen mag, er dreht sich doch immer nur im Kreis.

Worin liegen Sinn und Wert der menschlichen Existenz, fragen sich viele. Ist der Mensch wirklich, wie Gen- und Hirnforscher behaupten, unfrei in seinen Handlungen, weil durch Gene gesteuert. Ausgeliefert seinen Trieben, unfähig zur Freiheit, unfähig zur Schuld und letztlich zur Verantwortung?

Manipulierbar, verfügbar von der Zeugung bis zum Tod? Wenn ja, was bedeutet das für unser Zusammenleben? Die rasante technische Entwicklung fasziniert ebenso wie sie ängstigt. Virtuelle und reale Welt sind oft vor allem von Heranwachsenden kaum mehr auseinanderzuhalten. Psychische Erkrankungen nehmen zu. Aus Bürgern sind Steuerzahler, Kunden, Verbraucher, Internetnutzer geworden, die in einer Flut von Informationen unterzugehen drohen.

Nach Halt suchend, erhofft man sich von staatlichen Institutionen die Lösung aller Probleme. Der immer lauter werdende Ruf nach „Vater Staat“ führt dazu, daß die Bürokratie alle Lebensbereiche durchdringt und sie durch immer neue Gesetze und Verordnungen bis ins Kleinste regeln will.

Der Dichter Heinrich von Kleist schrieb einmal, man nehme gemeinhin an, die Völker stiegen aus tierischer Roheit und Wildheit auf zur Tugend, von dieser zur Ästhetik und Kunst, und die Kunst würde schließlich das Volk zur höchsten Stufe der menschlichen Kultur hinaufführen. Genau das Umgekehrte sei der Fall, meinte Kleist und verwies auf das Beispiel der Griechen und Römer:

*"Diese Völker machten mit der heroischen Epoche, welches ohne Zweifel die höchste ist, die erschungen werden kann, den Anfang; als sie in keinen menschlichen und bürgerlichen Tugenden mehr Helden hatten, dichteten sie welche, als sie keine mehr dichten konnten, erfanden sie dafür die Regeln; als sie sich in den Regeln verwirrten, abstrahierten sie die Weltweisheit selbst, und als sie damit fertig waren, wurden sie schlecht."*

Wenn diese Worte auch nicht für uns geschrieben sind, sollten wir sie doch bedenken!

Deutschland ist nach seiner Verfassung eine Demokratie. Ein Land ist und kann nicht besser sein als die Menschen, die in ihm leben: zupackend oder träge, solidarisch oder egoistisch, gelassen oder ängstlich. Welche Mängel der

demokratischen Staatsform auch anhaften und wie berechtigt, ja notwendig Kritik an ihr auch ist, eines dürfen wir nie aus den Augen verlieren: Dieses unvollkommene Gebilde, unvollkommen wie die menschliche Natur, ist einer Diktatur von selbsternannten Welterlösern allemal vorzuziehen.

Immer gefordert aber sind, heute mehr denn je, aufrechter Gang, unabhängiges Denken, vor sich selbst und vor der Allgemeinheit verantwortetes Handeln. Wo Riesen gerufen werden, melden sich keine Zwerge. Wer die Erfahrungen des Jahres 1989 - den Aufbruch aus einem totalitären Staat in die Demokratie – zu deuten weiß, bleibt wachsam und widerständig gegen jegliche Form des Totalitarismus.

Wünschen wir uns, daß auf dieses Kulturlandjahr ein Abglanz der Freude des Herbstes 1989 fällt. Denn Freude ermutigt. Und Mut brauchen wir.